

Franz Werfel

Verdi

Roman der Oper



HOFENBERG DIGITAL

Franz Werfel

Verdi

Roman der Oper

Franz Werfel: Verdi. Roman der Oper

Neuausgabe.

Herausgegeben von Karl-Maria Guth, Berlin 2016.

Umschlaggestaltung unter Verwendung des Bildes:
Giovanni Boldini, Portrait von Giuseppe Verdi, 1886

ISBN 978-3-8430-6372-2

Dieses Buch ist auch in gedruckter Form erhältlich:

ISBN 978-3-8430-5069-2 (Broschiert)

ISBN 978-3-8430-5073-9 (Gebunden)

Die Sammlung Hofenberg erscheint im Verlag der Contumax
GmbH & Co. KG, Berlin.

Erstdruck: Wien, Paul Zsolnay Verlag, 1924

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind über
<http://www.dnb.de> abrufbar.

Vorbericht

Vor zwölf Jahren schon ist der Plan dieses Buches entworfen worden.

Immer wieder wurde die Niederschrift vertagt.

Künstlerische Bedenken wirkten lähmend. Bedenken, die der historischen Erzählung im allgemeinen gelten. Sie spielt ja auf zwei Ebenen, auf der dichterischen und auf der geschichtlichen, in einer erfabelten Welt und in der Welt erforschbarer Wirklichkeit. Dadurch schon kann ein Mißklang entstehen.

Dieser Mißklang verstärkt sich, je näher uns die Zeit liegt, in der die Erzählung verläuft. Für das Gestern gar, das so viele noch miterlebt haben, herrscht ein tiefes Feingefühl, das dem Wahrheits-Takt des Autors große Verantwortung auferlegt.

Am schwersten aber ist dieser Mißklang zu überwinden, wenn es sich um einen sogenannten Künstlerroman handelt. Die Darstellung in sich gekehrter Menschen, berühmter Geister, schöpferischer Vorgänge verführt leicht zu Fälschung, Übertreibung, Phrase. Viel ist hierin gesündigt worden.

Niemals aber können rein ästhetische Gefahren schrecken. Es gilt nur durch die Tat zu beweisen, daß sie keine sind.

Darum auch liegt der Grund des langen Zagens viel tiefer. Er liegt im Helden der Erzählung selbst.

Er, der vor der Öffentlichkeit Schauer empfand, der die Zeitungen die Geißel unserer Epoche nannte, der die Publikation nachgelassener Briefe als Unrecht brandmarkte,

der (nach Rossinis Ausspruch) sich in Paris alle Chancen verdarb, weil er es verabscheute Visiten zu machen, der Mann, der unnahbar auf seinem Hof lebte, – er sollte sich nicht wehren, als Hauptperson in einem Roman zu figurieren?

Die Liebe, die Begeisterung, die ungetrübte Leidenschaft für seine Musik, ein Nicht-Loskommen von ihr, die Vertiefung in sein Werk, sein Leben, seine Menschlichkeit, all dies hat ihn schließlich überwunden. Nicht ohne Bedingung freilich wollte er sich ergeben. Wie in alten Büchern die Nachsicht des Lesers, mußte während dieser Arbeit die Nachsicht des strengen Helden angerufen werden, der nicht die geringste Verletzung seiner Wahrheit dulden wollte. Allerdings, das genaueste biographische Material eines Lebens, alle Tatsachen und Widersprüche, Deutungen und Analysen sind diese Wahrheit noch nicht.

Wir müssen sie aus ihnen gewinnen, ja sie erst erschaffen die reinere eigentliche mythische Wahrheit, *die Sage von einem Menschen*.

Der Maestro selbst bekennt sich zu ihr, wenn er in einem Brief das Geheimnis der Kunst in folgende herrliche Formel faßt:

»Die Wahrheit nachbilden mag gut sein, aber die Wahrheit erfinden ist besser, viel besser ...«

Breitenstein, im Sommer 1923. F.W.

I. Ein Konzert im Teatro la Fenice

Glockengeläute hatte unsere Gondeln zum Saal begleitet, in der Stille glitten wir zurück ...

Aus Glasenapps Wagner-Biographie

Der unirdische Mondnacht dieser lau-bezaubernden Weihnacht drang durch das Wasserportal des Fenicetheaters und verklärte die finstere Mündung des langen Ganges, der vorwärts zum erleuchteten Foyer führte. An der grüspanigen Mauer, unbewegt in der Schwärze des Kanals, ein wenig abseits von Treppe und Pflöcken, ruhten einige Gondeln entlang des Fondamento.

Die Ruderer, die zuerst meinten, es gebe eine Oper zu hören, und die ihren Herrschaften nachgeschlichen kamen, um durch einen Türspalt oder gar auf unbezahlten Stehplätzen den Gesang zu genießen, waren enttäuscht worden. Das Orchester da drinnen – alle Musiker in schwarzer Parade – machte eine endlose, langweilige Musik. Und diese Musik wurde vor nicht mehr als fünfzehn Menschen gelärmt. Wußte man nichts Besseres aufzuführen, jetzt, im Dezember, zur Zeit der Stagione?

Die Gondelführer saßen längst schon in einer der Tavernen auf dem Campo del Teatro. Einer von ihnen stand von Zeit zu Zeit immer auf, um nachzusehen, ob die Geschichte nicht schon zu Ende sei. Im übrigen waren sie nicht um Musik betrogen. In der offenen Tür der Nachbarschenke hatte ein Invalide in vergilbter vergessener Uniform Platz genommen und ein kleines Cello mit hohem Stachel zwischen die Knie gestemmt. Unter seinem Bogen beklagte dieses mittelalterliche Bettel-Instrument, das sich auf irgendeinem

geheimnisvollen Wege in unsere Zeit verirrt hatte, sein trübes Schicksal. In der Taverne, wo die Wartenden lachten und stritten, produzierte sich ein Paar von Straßensängern: der Knabe mit seiner Mandoline und eine blinde Alte mit schrecklichen Augenhöhlen und einer hell-stechenden Tenorstimme. Dazu kam, daß fast alle Leute, die über den Platz gingen, einen Melodieteil sangen, summten, grölten, pfeifen, daß liederliche Aufschreie, Rufe, Gelächter aus plötzlich sich öffnenden und zuschlagenden Türen brachen, und daß jede Viertelstunde von allen Türmen herab die in dieser Nacht heilig erregten Glockenfluten auf die Stadt Venedig stürzten.

Über dem Hauptportal des so großen, so reizenden Theaters, das in Blau und Gold das Wappen des singenden Schwanes schmückt, brannten die Gasflammen in den beiden gewaltigen Milchglaskugeln. Das goldene Gitter war halb geschlossen. Kein Betreüter stand davor, und auch die Kolporteure der Textbücher, die sonst wütend zu Beginn der Vorstellung und während der Pausen ihr »Libri dell' opera! Libri dell' opera!« der ungerührten Kirche gegenüber an den Kopf werfen, fehlten bei der heutigen Veranstaltung.

Das große Foyer mit seiner zu den Logengängen emporsteigenden Marmorfreitrepppe strahlte in den vielfachen Lichtgraden der offenen, in Schalen und hinter Gitterkäfigen brennenden Flammen.

Übertriebenes Schlagschattendunkel war über die beiden Nischen geworfen, in denen rechts ein weißer Empireofen, links der gutmütig-höhnische Riesenkopf G. Rossinis (»von der Gesellschaft im Jahre 1869 gestiftet«) die Dinge und Zeiten ertrugen.

Zwei Damen in höchster Eleganz, mit einem mantilleartigen Schleier über dem auffrisierten Kopf – als gelte es die Papstmesse zu besuchen –, standen verwirrt und unschlüssig im Raum. Oh, wie ruhig betraten sie sonst dieses Haus, wenn der erste Akt schon seinem Ende zuging, da Verspätung doch gute Manier der Vornehmen ist. Heute aber flüsterten sie erregt und pressiert miteinander, drängten sich gegenseitig vom Spiegel weg, zupften die Locken, tupften die Wangen, wiegten sich in den Hüften, und verschwanden, da niemand sie hinderte, ihre weitläufigen Röcke raffend, über die Treppen im ersten Stockwerk der Logen.

Jetzt war das feierlich-lichte Foyer ganz leer, das Büfett im Hintergrund unbewacht, obwohl man darauf eine ziemliche Reihe von Champagnergläsern und einige Schüsseln mit glanzvoll ausgebotenen Speisen bemerken konnte. Deutlich durchfauchte das Gaslicht die tiefe Stille. Nur dann und wann drang durch die dickgepolsterten Türen des Saals das Tutti des Orchesters: einzelne grimmige Akkorde, wie wenn in einem Nebenraum ein unhörbares Gespräch plötzlich zum Streit wird und aufbegehrend trotzige Worte fallen.

Der lange Gang hingegen, der vom Vestibül des Theaters zum Canal la Fenice führt, war nur von drei Petroleumlampen über den Notausgängen erhellt. Er lief dunkel den Riesenkörper des Zuschauer- und Bühnensaals entlang, der wie ein Meerschiff im Dock zu hängen schien. Zwei kleine Stiegen führten zu Eingangstüren empor, aus deren runden Fensterchen das grünlichgelbe Festlicht mit den Strahlen eines Sommernachmittags ins Dunkel lugte. Durch Gucklöcher konnte man auch die Konstruktion der

Unterbühne betrachten, wo beim Schein einer abgeblendeten Laterne der Feuerwächter der apathischen Trauer seines Berufs nachhing.

In dem dämmrigen Gang patrouillierte mit tönendem Schritt ein alter Mensch in der dunkelgrünen Livree des Theaterbediensteten. Er trug den weißen ausgeschnittenen Bart der kaiserköniglich österreichischen Zeit, der eigens erfunden worden war, um ein Stück Brust für gewisse Orden und Ehrenzeichen frei zu lassen. Diese Bartracht war hier unter alten Leuten keine Seltenheit, denn man schrieb das Jahr 1882, und nicht viel mehr als ein Jahrzehnt seit Befreiung Venetiens und seit der Einigung des Königsreichs war vergangen.

Der Alte hielt ein erregt düsteres Selbstgespräch. Er schien mit seinem heutigen Dienst übel zufrieden zu sein. Immer wieder schritt er schallend auf und ab, als hätte er es darauf angelegt, sich durch Widerspruch zur Geltung zu bringen, den Leuten im Saal zu zeigen, daß er auf seinem Posten sei, und übrigens in uneingestandener Bosheit das Spiel zu stören. Plötzlich hob er den Kopf, seine schon etwas gebeugte Gestalt bekam Gewicht, er ging mit jener Amtslangsamkeit, mit der sich der Polizist ruhig an die Stätte eines Vergehens begibt, einem Herrn entgegen, der den Gang gemächlich herankam.

»Kein Zugang heute! Der Eintritt verboten! Es findet hier eine private Feierlichkeit statt!«

Der also abgefertigte Herr trug einen dunkelbraunen Überrock und hielt seinen schwarzen Schlapphut in der Hand. Er blieb ruhig vor dem Livrierten stehn und sah ihn mit langsamen, sehr blauen, etwas feuchten Augen an,

deren Blick erst aus der Ferne zurückgeholt werden mußte. Dieser Augen abwesend-verträumte Kühnheit war von der stark vorspringenden Stirnwölbung überdunkelt und drückte nicht Ärger, sondern nur eine leichte Verwunderung aus, daß jemand diesen Einspruch gewagt hatte. Obgleich der natürlich gewachsene, kurze Bart fast schon durchwegs weiß, das weiche, noch jünglingshaft-dichte Haar - es fiel in schöner Locke über ein großes, gleichsam gierig geöffnetes Ohr -, obgleich dieses Haar schon mehr als grau war, wäre es doch niemandem eingefallen, zu sagen, der Mann sei alt.

Dem widersprach die nicht allzu kleine, ökonomisch wie ein Geigenkörper gebaute Gestalt mit ihren kräftigen und dabei fast zierlichen Gliedern. Sie stak mit ruhig atmender Gelassenheit in den Kleidern und bewies dadurch zehnfach mehr des alten Mannes Jugend als es jede aufgereckte Straffheit vermocht hätte. Eine große, sehr gebogene sonnverbrannte Nase, ein ganzes System von Falten und Fältchen um die Augen, die von Zeit zu Zeit auch im Dunkel wie von einer unsichtbaren Sonnenblendung zusammengekniffen wurden, gaben diesem Gesicht die wechselnde Miene eines Bauern, der im weiten Abendstrahl sein Land betrachtet, den großen Ausdruck eines verwegenen Piraten, der von seiner Klippe aufs Meer hinausblickt, meist aber die Ruhe eines vornehmen Mannes, der alle Zweifel überwunden und keine Mühe mehr hat, seines Wertes sich bewußt zu sein.

Die Götter, deren Attribut die ewige Jugend ist, wurden keineswegs immer als Jünglinge, viel öfter als reife, ältere Menschen dargestellt: Jupiter, Neptun und Vulkan! Auch auf

diesem Gesicht war das Alter nichts als eine schön verwandelte Form der göttlichen Jugend und Zeitlosigkeit.

Der Herr, nachdem er in seiner abwesenden Art den Bediensteten lange und langsam betrachtet hatte, schickte sich an, weiterzugehen.

Der andere wurde strenger:

»Der Eintritt ist verboten! Es findet im Theater eine Feierlichkeit statt!«

Der Herr lächelte mit den fein ausstrahlenden Fältchen um sein Aug ein reizendes Lächeln:

»So?! Dann muß ich umkehren, Dario!«

Der Alte mit dem österreichischen Bart verstummte, gluckste auf, der Blitz schlug in ihn ein, er riß die roten Augen auf und begann seine Wange zu ohrfeigen:

»Ich Esel! Ich Tölpel! Ich Tier! ... Er erkennt mich und ich habe ihn nicht erkannt. Oh, Signor Maestro! ... Was soll ich tun? ... Das Herz klopft mir! ... Unverändert seid Ihr, und ich habe Euch nicht erkannt! ... Ihr beehrt uns! ... Welche Überraschung ... Beim Bacchus! ... Lang habt Ihr uns nicht beehrt, Signor Maestro! ... Wartet einmal: Im Jahre sechzig habt Ihr uns das letztmal beehrt ... Nein, im Jahre neunundfünfzig bei der Stagione vor dem Krieg! ... Mein Kopf ist wirr von dem Schreck! ... Vielleicht wars noch früher, als Ihr den ›Boccanegra‹ hier aufführtet! ... Seht Ihr's, das hab ich mir genau gemerkt ... Viele Stücke haben sie seither gespielt, Signor Maestro, viele neue Stücke! ... Aber alle taugen sie nichts! ... Unter uns, Signor Maestro!«

»Es freut mich, daß Ihr noch beim Theater seid, Dario!«

»Ein Veteran, ein armer Veteran!«

Der elektrisierte Dario nahm Stellung:

»Habe noch beim ›Ernani‹ mitgeholfen! ... Das ist Schönheit, das ist Musik: ›Si ridesti il Leon di Castiglia‹. Das ist Musik, das ist Schönheit. Da kenn ich alles, alles! ... Aber obwohl ich solch ein Kenner bin, haben sie mich wegen meines Alters hier heruntergeschickt und zum Aushilfsbilletteur gemacht ... Vierzig Jahre war ich dort oben angestellt, habe im Chor, in der Komparserie mitgewirkt, als Beleuchter, als Mechaniker, als Bühnenportier ... Ihr habt mich erkannt, Signor Maestro, Ihr habt mich gekannt ... Alle Herren Maestri kennen mich ... Ihr habt uns immer schöne Diskretion gegeben ... Den gelungenen Sturm im ›Rigoletto‹ beliebtet Ihr extra zu honorieren ... O Schreck! ... Ihr beeht uns! ... Hier sollt Ihr nicht stehn! ... Ihr sollt empfangen werden! ... Ich lauf zum Sekretär! ...«

»Im Gegenteil!«

Verdi berührte den Arm des Dario:

»Kein Mensch erfährt ein Wort davon, daß ich hier war. Ich bin einen Tag lang in Venedig gewesen, reise heute nacht nach Hause ... Es ist nur so ein Einfall, daß ich mir euer altes Theater wieder einmal ansehe ...«

»Ich verstehe! Ich schweige! Inkognito! Königsbesuch!«

»Und da drinnen?«

Der Maestro machte eine kleine Bewegung mit dem Kopf zum Saal hin. Er wußte sehr wohl, was da drin vorging, und deshalb war ihm die Frage, die er stellte, unangenehm.

»Da drin? Sie feiern den Deutschen!«

»Welchen Deutschen?«

»Nun ihn, der seinen Geburtstag hat. Vielleicht auch ist es die Frau, die Geburtstag hat. Kann auch sein, daß sie wegen des Festes diese Musik aufführen.«

Es schien, daß Dario von diesem Thema nicht gerne sprach. Er sah plötzlich auf seine armselig verbeulten Stiefel und machte es dem Maestro schwer.

»Wie heißt der Deutsche?«

»Wagner! Arrigo, oder Riccardo, oder Federigo, oder sonstwie. Sie spielen seine Sinfonia. Er schlägt selbst den Takt. Diese Sinfonia dauert schon fast eine Stunde, und es kommt keine Oper nachher. Dieser Wagner ist überhaupt ein Querkopf und Teufel. Man hat mir manches erzählt.«

»Was erzählt man?«

»Er will im Theater die Pausen abschaffen. Bedenkt nur, Signor Maestro! Man soll hintereinander drei oder vier oder fünf Akte hören, stillesitzen, nicht aufstehen, nicht reden, nicht einmal schneuzen darf man sich eine ganze opera ballo lang. Was ist das für Tollheit, frage ich? – Der Mensch hat einen Akt gehört, seinen Genuß gehabt, jetzt will er sich ergehen, ein wenig rauchen, das Publikum betrachten, ein Gespräch beginnen, die Sänger beurteilen. – Aber nein, das wird verboten sein, wie sie das ›bis‹ schon verboten haben.«

»Sind das all seine Übeltaten?«

»Ah! Man hat mir noch Ärgeres erzählt. In einem Stück bringt dieser Ketzler das allerheiligste Sakrament auf die Bühne. Das ist Lästerung! Gehört so etwas auf die Szene?«

Der Maestro schien längst nicht mehr zuzuhören. Sein Blick hing wieder irgendwo im Weiten. Erst nach einer Weile fragte er sehr gleichgültig, als wollte er aus einem ganz bestimmten Grund das Gespräch ausdehnen:

»Und was gehört, Eurer Ansicht nach, auf die Bühne, Dario?«

Dario begann zuerst zu stammeln, entschloß sich dann zu einer großen Armbewegung und rief:

»Ein guter Gesang! Ein Gesang, der einschlägt! Opern mit gutem Gesang ...«

In diesem Augenblick riß der C-Dur-Akkord des Finales im höchsten Crescendo seines Paukenwirbels festlich ab. – Nach der kleinen Generalpause, die solchen musikalischen Wirkungen folgt, erhob sich Applaus, der zu hellen langgehaltenen Evviva-Rufen anwuchs. Die jugendlichen Musiker, zumeist Schüler des Liceo Benedetto Marcello, feierten den Meister.

Dario gab Laute des Unmuts von sich:

»Ich muß denen dort beim Büfett beistehn. Es ist leider meine Pflicht! Verzeihet!«

Mit seinem hageren, greisen Pas trabte er vorwärts zum Foyer. Noch einmal drehte sich dieses theatralische Unikum in seiner einfältigen und überheblichen Art um: »Signor Maestro! Wartet hier auf mich! Sie werden nicht lange umhertanzen. Gleich bin ich wieder bei Euch!«

Verdi wunderte sich darüber, daß die Worte des Dieners einen gewissen Bann auf ihn ausübten. Es wäre noch Zeit gewesen, durch den leeren langen Gang zu seiner Gondel zurückzukehren. Aber in seiner seltsamen Gefühlsmischung, die er selbst nicht verstand und deren geringster Bestandteil Neugierde war, blieb er, ja machte einige Schritte gegen das Foyer zu.

Dabei bemächtigte sich seiner immer mehr eine schwere, peinliche Empfindung, die ein Erbteil seiner Abkunft, seiner oft erniedrigten Kindheit, seiner schwankenden Jugend war, und die ein ganzes langes Leben der unerhörtesten

Triumphe, der glänzendsten Siege im Angesichte Europas nicht hatte überwinden können. Es war dies das Gefühl, als Fremder ohne Berechtigung, ohne Einladung in einen geschlossen ablehnenden Kreis geraten zu sein. Eine schmerzvolle Schüchternheit, eine traurige Scham trotz seinen neunundsechzig Jahren.

Indessen hatte sich die Festgesellschaft, deren Hauptelement, die jungen Musiker des Liceo Marcello mit ihren schwarzen Röcken und Fräcken, das Bild beherrschte, um das Büfett versammelt. Unterm Lärm des Pfropfenknalls, des rasch-stakkatierten italienischen Schwatzes waren breite deutsche Laute vernehmlich, mit ihrer ein wenig verwischten, nicht voll ausgeatmeten Vokalbildung. Diese Laute wurden immer zusammenhängender und bildeten schließlich eine hellschwingende kleine Rede, die neuerdings durch Klatschen und Hochrufe begrüßt wurde.

Mit jener unfehlbaren Gedächtniskraft, die alle Menschen von hervorragender Energie besitzen, hatte der Maestro einige ihm von früher her flüchtig bekannte Gesichter entdeckt. Dies war Graf Boni, der Präsident des Konservatoriums von Venedig, ein Kunst-Aristokrat, der jetzt mit aller Unnötigkeit und Wichtigtuerei des Veranstalters hin und her durch den Raum schoß, ferner der Klarinettist Cavallini, einst eine Konzertschönheit, jetzt im Lehr- und Orchesterberuf untergegangen, und schließlich der führende Musikkritiker der ›Perseveranza‹: Filippo Filippi.

Herr Filippi, der sich sogar schmeicheln durfte, einige allerdings leicht rügende Briefe Giuseppe Verdis zu besitzen, gehörte zu jenen Musikschriftstellern, die sich weder durch eine musikalische, noch schriftstellerische Gabe

auszeichnen, sondern durch die gewitzte Art, wie sie mit der Zeit gehn, von einer zur andern Richtung wechseln, feinfühlig die Werte der Moden-Börse makeln, zu immer größerem Einfluß gelangen und, nachdem ihr Pensum von Selbsterniedrigung und Frechheit absolviert ist, schließlich auf einem respektablen Thron sitzen.

Der Maestro suchte Schutz, denn jetzt hatte er auch Liszt erkannt. Doch anstatt das Haus zu verlassen - der Weg stand ja noch frei -, trat er rasch über die vier Stufen an eine der Saaltüren heran. Das Dunkel und die Höhe seines Standpunktes gaben ihm das Gefühl der Geborgenheit.

Der Cercle war zu Ende. Schon liefen einige beflissene Knaben an Verdi vorbei und den Gang hinab, die Gondeln zur Abfahrt bereit zu machen. Es folgten die unerwachsenen Kinder Wagners, die mit den betäubt-erregten Augen versäumten Schlafs und ungewohnter Erlebnisse dreinblickten. Sie wurden von ihrem Abbé-Großvater geleitet, der in einer halb anmutigen, halb lehrhaft gedehnten Manier mit ihnen sprach.

Und jetzt kam der große Mann selbst, während der Schwarm hinter ihm sich stieß und drängte. Wagner trug einen hellen Überzieher über dem Frack und den Zylinder in der Hand. Der weißüberflaumte und ungeheuer vorgewölbte Schädel schimmerte durchscheinend wie von einem Zauberlicht. Sein kleiner Körper bäumte sich unter dem wilden Ausdrucksleben, das rastlos aus ihm hervorbrach. Er redete sehr laut sein ausladendes Deutsch mit übermäßig breiten Selbst- und Umlauten, er belehrte, erklärte, scherzte und war der erste, der dem eigenen Witz ein sympathisch-fassungsloses Gelächter nachsandte. Niemand schien zu

merken, wie das irdische Gefäß dieser gewaltigen Lebenskraft, eine arme überanspruchte Maschine, klopfte und zuckte. Nur seine Frau neben ihm war nervös, suchte ihn zu beruhigen, seine Rede zu dämpfen, seinen Gang zu beschleunigen, um ihn endlich von dieser Gefolgschaft zu retten.

Die jungen Menschen, an die Wagner sein Wort und seine Gebärden richtete, waren nicht bei sich. Mit den Augen von Wüst-Begeisterten, mit dem schlaff-offenen Mund von Trunkenen, mit den pfeifenden Atemstößen von Ekstatikern tranken sie die Worte, die sie nicht verstanden, nein, nicht die Worte tranken sie, sie tranken die Laute, sie tranken das Leben dieses Menschen, ein Leben hundertfach weiterer Artung und höheren Grades, wie es schien, als jedes andere.

Maestro Verdi stand ruhig in dem Schatten seiner erhöhten Türnische. Als er den berauschten Schwarm näherdrängen sah, ging es ihm durch den Kopf, daß trotz den frenetischen Jubelstürmen, die er erlebt, trotz den Fackelzügen, die man ihm gebracht, trotz der Anbetung, die ein dankbares Volk ihm gezollt hatte, all die Vergötterung im Grunde nicht ihm gegolten, nicht dem Schöpfer der Melodien, sondern den Melodien selbst. Sein Name mit den fünf Buchstaben, den zündenden Chiffren der italienischen Erhebung, war Sinnbild geworden. Aber die Person, hinter diesem Namen, hinter diesem Werke blieb dunkel, lebte ungekannt jenseits ihrer Taten und Siege.

Jener aber, der vier Schritt vom Ort eben stehen blieb, um zu neuer Rede auszuholen, sein Werk war immer noch brennende Beunruhigung, entzweite die Menschen, hatte ihm selbst mit höhnischer Verachtung mehr als genug

Freunde geraubt, brachte ruhige Seelen außer sich, hing über der geistigen Welt wie ein riesiges Gewölke, das einzig Licht, Farbe, Schatten verteilt.

Doch als er nun die umdrängte Gestalt sah, ahnte der Maestro noch eines sehr tief: Es ist nicht das Werk, es ist der Mensch! Wie beim echten Usurpator war hier das Werk die Person. Sich selbst verewigt er in jedem Augenblick, und kein Mensch ist zu gering, daß nicht auch ihm der Feuerstempel eingebrannt werde; der Stein, den sein Fuß tritt, bleibt Vasall. Seine Tat ist an ihn gebunden, sein Ruhm ist er selbst, und soweit er sein heißes Leben in die Zeit vorauswerfen kann, solange wird er wirken, solange wird er unsterblich sein.

In diesem Augenblick blieb Wagner dicht vor der Türnische des Maestro stehen. Jemand hatte etwas in französischer Sprache gesagt, und der Meister beeilte sich, französisch zu antworten. Während er den Ausdruck suchte, wandte er den Kopf und gewahrte den Mann dort oben im Schatten.

Die Erscheinung Verdis hatte sich plötzlich verwandelt. Die heitere Mildigkeit, die sein Antlitz im Alter gewonnen, war gewichen und der düster-knappe Mann seiner jüngeren Jahre stand da. Das sehr blaue, tiefliegende Auge war erkaltet, in allen Zügen lauerte scharf die empfindsame Gefährlichkeit einer starken Rasse. Die Blicke der beiden Männer trafen einander und der Augenblick ward Ereignis.

Die Dramen der Gestirne laufen in Äonen ab, die Dramen der Menschengeschichte in Stunden, Tagen, Jahren – aber das Ereignis der Seelen mißt nicht nach Zeit und Bewußtsein.

Wagners Blick sah ein Menschengesicht, das er nicht kannte, ein Menschengesicht von großer Fremdheit, über das ihm keine Macht gegeben war, ein Gesicht, das sich hart verschloß und ihm nicht entgegenschmeichelte wie jedes andere. Er sah einen Augenstrahl, getränkt von Stolz und unnahbarer Einsamkeit, eine mühelose Kraft, die seiner nicht bedurfte, die ohne verborgenen Erobererwunsch bestand und wirkte.

Verdis Blick sah zuerst ein fragendes, betroffenes und gleichsam gestörtes Auge. Aber sogleich verschwand die Hemmung, und die diesem Auge eingeborene Strahlung flammte auf: Liebeswerben, Einbeziehen, etwas fast Weiblich-Mächtiges, etwas Ewig-Stürmisches, ein stummer, selbstbegeisterter Ruf: »Sei mein!«

Die Gesellschaft war im finsternen Portal verschwunden. Man hörte das Gezänke der Ruderer.

Der Maestro stand noch unbewegt auf seinem Platz. Sein altes Gesicht voll gelassener Güte war rückgekehrt. Eine Weile lang verblaßte der Abglanz einer Betörung auf diesen lieben Zügen.

Ganz außer sich, kam Dario:

»O Signor Maestro! Ich hätte die Ehre melden müssen, verkünden sollen, daß Ihr da seid. Ich habe einen Verstoß begangen. Sie wollen mich los sein, nun, sie werden mich jetzt wegen Pflichtversäumnis fortjagen. Ihr seid eine Staatspersönlichkeit. Folglich können sie mich auch einsperren. Madonna! Wir haben Mitglieder des königlichen Hauses hier gehabt. Da gabs Reglement, und gar dasselbe wie früher, wenn Mitglieder des allerhöchsten Kaiserhauses, die gottverfluchten Herren Erzherzöge, kamen. Da hieß es:

Du stehst hier, und du stehst dort! Und als der Kaiser Napoleon hier war, derselbe, den der Radetzky oder Bismarck, einer von diesen Deutschen, hat erschießen lassen, wars gradeso! Signor Maestro, soll ich nicht doch den Sekretär rufen?«

»Ihr werdet keinen Unsinn reden und schweigen, Dario!«
Ein Geldstück glitt in die Hand des Schwätzers.

Ein unnatürlich starker Mond waltete in und über Venedig. Weichlich gleißende Nebel lagen auf den Kanälen, von denen alle Barken und Gondeln verschwunden waren. Die letzten Glockenwellen eines späten Stundenschlags verebten zum Himmel. In schneeweißer Leichenstarre grinsten verzerrt die Steinmasken von den Toren des Verfalls.

Seinen kleinen englischen Handkoffer vor sich, saß der Maestro auf dem weichen Sitz der Gondel, diesem Pfühl der Willensschwäche, wie ers immer empfand. Die Welt der kleinen Kanäle war tot. Kein Mensch stieg mehr über die Bogen der Brücken, kein Schatten regte sich unterm Lämpchen der Sottoportici. Nur der Ruderer, hoch auf dem Heck der Gondel, sandte, wenn er um eine Ecke bog, seinen uralten Ruf voraus, der die vornehm-lichte und degenerierte Macht der Stadt zu beleidigen schien.

Von Takt zu Takt stieß der Mann sein Holz in das Element, das etwas weit Menschhafteres, viel Komplizierteres war als nur dickes dunkles Wasser. Mit einem kaum merklichen Akzent glitt die Barke vor, bis die Kraft des Stoßes zu Ende war und eine Hemmung einsetzte. So immer wieder: Lange Note, kurze Note. Lang, kurz! Diese Bewegung war die Mutter aller Barkarolen. ›Venezianischer Sechachteltakt‹,

so hatte sie Verdi einmal in jener Zeit getauft, da er hier den ›Rigoletto‹ einstudierte.

Heute tat ihm dieser Rhythmus nicht wohl. Er liebte das Wasser nicht. Er fürchtete jede Meerfahrt. War es ein Zufall, daß er vor kurzem in dem kleinen Teich seines Parks von Sant Agata fast verunglückt wäre? Wasser war Abgrund. Den undurchsichtigen Abgrund konnte er nicht beherrschen.

Die Unruhe in seinem Gemüt, die nun schon seit Jahren ihn peinigte, steigerte sich in diesem Augenblick zur Beklemmung. Er begann in seiner leidenschaftlichen Art nur reine Verhältnisse zu dulden, sich über diese drei letzten Tage Rechenschaft zu geben. Der Takt der Fahrt mit seiner leisen, erregenden Ungleichmäßigkeit trug die Gedanken:

›Am Einundzwanzigsten bin ich von Genua fort ... Peppina war nicht sehr zufrieden ... Es hat eine Verstimmung gegeben ... Ganz verständlich ... Sie läßt mich nicht gerne allein reisen ... Ich bin neunundsechzig Jahre alt ... Waren diese Geschäfte in Mailand wirklich so wichtig? ... In Genua schien's mir so ... Ein paar Vertragsabschlüsse wegen des neuen ›Boccanegra‹ ... ›Don Carlos‹ in Wien ... Schließlich hätte auch Ricordi zu mir kommen können. Aber man muß hie und da die Verleger persönlich erschrecken ... Es ist doch ein unkontrollierbares Diebsgeschäft! ... Köstlich ... Selbst die Buchhalter machen listig-betretene Augen, wenn ich erscheine! ... Und Boito? Dieser ›Otello‹ ist nicht übel! ... Dieser ›Otello‹ ist sogar außerordentlich! ... Welch ein lächerlicher Einfall! ... Ich werde nicht mehr schreiben. Da es in meinem sechzigsten Jahr zu Ende war, müßte die Natur verrückt werden, damit mir im siebzigsten auch nur vier Takte einfallen! ... Man muß schon die unnützen Tage zu

Ende leben! ... Und wenn ich eine neue Oper schriebe und aufführte? ... Das Publikum würde sie gutmütig mit Rücksicht auf den ›ehrwürdigen Meister von Sant Agata‹ und das Repertoire der Leierkästen hingehen lassen ... Die sublimen Herren von Europa würden dasselbe schreiben, was sie seit dem ›Don Carlos‹ immer über mich schreiben: Ich bin ein mäßiger Wagnerepigone. Ich nasche an seiner Harmonik. Ich versuche seine erhabene Polyphonie in mein tölpelhaftes Bussetanisch zu übersetzen! ... Ah! Ah! Weg damit ...<

Wie der Nachruf eines großen Tieres durchscholl die Mahnung des Gondoliers die Einöde der Stunde. Der Maestro betastete seinen Koffer:

›Dieser ›Lear‹ ist mein Fluch! ... Wohl! ... Gesünder bin ich denn je. Das dumme Halsleiden meiner Jugend ist überwunden ... Treppen kann ich bis zum vierten Stockwerk steigen, zwei Stufen auf einmal, und das Herz klopft mir weniger als vor zwanzig Jahren. Aber diese Empfindsamkeit ist gewiß eine Folge des Alters ... Warum wären mir sonst, als ich unlängst den ›Nabucco‹ und die ›Battaglia di Legnano‹ nach unendlicher Zeit wieder las, mehr als einmal die Tränen in die Augen gekommen? ... Altes Zeug! ... Da sind keine Taktwechsel in jeder Phrase drin, keine Alterierungen, verbotenen Quinten, verzwickten Modulationen und Querstände, keine der modernen Eitelkeiten. Aber dafür ist etwas drin, etwas ... etwas Mächtiges! ... Für mich und für keinen sonst! Übrigens, um nur aufrichtig zu sein, hat mich die Musik weniger gerührt als die Erinnerungen, die an ihr hängen ... Daß Gott erbarm, der Anblick meiner Noten ist mir entsetzlich ... Immer die

gleichen Bilder ... Basta, basta ... Ist die Reise nach diesem Venedig nicht auch nur eine Sentimentalität? ... Hätte ich früher so weich reagiert? ... Ricordi erzählt mir, der alte Vigna sei sterbenskrank. Oh, wie tut mir gleich das Herz weh! ... Ich sehe sehnsüchtig das Venedig von einundfünfzig und dreiundfünfzig vor mir. Vigna! Das war doch ein Mensch, ein Kerl, ein Entdecker, ein Forscher! Bis drei Uhr morgens haben wir uns gegenseitig immer nach Hause begleitet! ... Wie brannte der Kopf uns vom Gespräch! ... Und dann Gallo! Unser Spaßmacher, dieser unverschämte, brutale, herzensgute venezianische Gallo, den man leider in keinem Museum aufbewahrt als letzten Impresario aus der verruchten und glorreichen Reihe der Barbaja und Merelli ... Ach! Ach! ... Ich Schwerfälliger sitze schon im Zug und fahre hierher ... Aber wenn man selbst alt ist, soll man den Tod nicht besuchen! Da liegt das arme, zusammengeschrumpfte Männchen ... Man hält eine schlüpfrige Hand ... Der hochangesehene Arzt kann sich selber nicht helfen! ... Nun, die moderne Wissenschaft wird auch über dich hinweggeschritten sein! ... Auch über dich!<

Plötzlich durchfährt's peinlich die Gedanken des Maestro:

>Bin ich wirklich nur des kranken Freundes wegen nach Venedig gekommen? Hat mich nichts anderes hergetrieben? Täusche ich mich nicht selbst?<

Da gleitet die Gondel bei Sant Angelo in den großen Kanal. Die Nebel sind gewichen, übertrieben und ohne Plastik umstarrt die Front der Paläste die schaukelnde, silberschuppige Fläche. Drei Gondeln heben und senken sich müde einen Steinwurf weiter voran. Es sind die Gondeln der wagnerschen Gesellschaft, die von La Fenice heimkehren;

keine gewöhnlichen Mietboote wie das, darin der Maestro sitzt, sondern sehr aristokratische Gondeln mit livrierter Bedienung.

Die Fremden schweigen. Eine Totenstille ohne alle Wahrscheinlichkeit verschluckt selbst das schwache Glucksen des tauchenden Ruders. Bald ist die kleine Flottille eingeholt. Aber wie die höhere Verschlagenheit des Schicksals es will, Verdis Gondelführer überholt sie nicht, sondern läßt sein Fahrzeug ruhig in mäßigem Abstand neben der mittleren von den drei fremden Gondeln gleiten. Wagner sitzt links von seiner Frau. Sein Haupt mit dem vorgebauchten Schädel, der in der hexenhaft-bösen Schattenverteilung des Mondlichts dem bleichen Riesenschädel eines Gnomen gleicht, dieses Haupt ist nach hinten gelehnt und die Augen sind geschlossen. Das mächtige Leben von vorhin, das diesen Kopf fast sichtbar vibrieren ließ, die Liebeshast in jedem Zug, der Werbe-, der Siegerwille sind nicht mehr da. Ist Wagner der großen Übermüdung, dem Schlaf, der Gondelerschläffung, gefährlichen Einflüssen des Mondes erlegen? Schläft er, wacht er, oder genießt er die zauberhafte Stunde der Stadt?

Der Maestro hatte sich in der großen Spannung, mit der er die Gestalt des Deutschen betrachtete, ein wenig von seinem Sitz erhoben.

Das also war der Mann, dessen Name, dessen Wirken, dessen Sein, dessen tausend Schatten ihn seit wenigstens zwanzig Jahren verfolgten. Jetzt kreuzten sich nicht die Blicke, jetzt konnte er sich sattsehen. Wo er in diesen Jahrzehnten nur ein Wort über seine eigene Kunst gelesen hatte, stand genannt oder ungenannt der Name Wagner

darin, ihn auszulöschen. Aber nicht nur die Öffentlichkeit in jedem Sinn, auch die Freunde, die Nahen, die Nächsten korrigierten in einer uneingestandenen Verbissenheit ihr Verhältnis zu ihm. Er mußte da nicht gerade nur an den hochbegabten Angelo Mariani denken, an den wirklichen tiefen Schmerz, den er durch diesen Menschen erlebt hatte. Höhnisch wagte es der Dirigent, sein Wort zu brechen, zynisch, wie es einem Wertlosen gegenüber Sitte ist. Er wollte die Premiere von ›Aida‹ nicht leiten. Warum? Weil ihn das nicht mehr interessierte. Sein Ehrgeiz ging höher hinaus: den ›Lohengrin‹ hatte er aufgeführt und nun wollte er sich gar bis zum ›Tristan‹ versteigen. Aber nicht nur Mariani war ein Judas. In jedem Urteil, jedem Lob, jedem Glückwunsch, in der Bewunderung, ja in der Verhimmelung selbst spürte Verdi diesen bitteren Tropfen, in seinem Briefwechsel, im Gespräch mit Freunden, im scheuen Geflüster der Menschen, wenn er in Genua, Mailand, Parma erkannt wurde, in der gönnerisch-ehrerbietigen Art, wie man ihn jüngst in Paris gefeiert hatte, überall empfand er diese verborgen-kränkende Nachsicht, überall und selbst in seiner Ehe. Aber wie es nennen?! Es war keine Abkühlung, es war keine Lieblosigkeit, es war keine Mißachtung – es war nicht zu fassen. Die Menschen hatten ihre Stellung zu ihm ganz und gar verändert, wenn sie auch selber nichts davon wußten. Dennoch, aus jedem Tonfall vermochte sein furchtbar geschärftes Ohr dies zu hören: ›Du bist ein großer Meister. Du bist der Ruhm Italiens! Du bist ein Monument. Aber nun genug! Die Epoche des Puppenspiels, der Theaterritter, der schönen Melodien, des Rampen-Furiosos

ist vorbei. Du hast gelebt und triumphiert. Gib dich zufrieden!<

Ja, so war es. Die niederträchtige Überhebung, das schulmeisterliche deutsche Urteil über ihn, über das italienische Melodram, hatte in der Welt gesiegt, und nicht nur in Paris, auch in seinem eigenen Vaterland hatte es die Jugend, hatte es die Besten überzeugt. Wer glaubte noch an Italiens echte Musik? Die jungen Leute verrieten sie und schrieben Streichquartette. Überall wurden Kammermusikvereine und Symphonieorchester gegründet, um fremden Göttern zu dienen. Wer vom Theater sprach, sprach einzig von Wagner. An die Oper glaubte niemand mehr. Und er selber? Glaubte er noch an die Oper?

Ach, die Bitterkeit in seiner Seele war nichts Eitles, nicht Kränkung oder Neid! Ihm war mehr als allen anderen gespendet worden von der narkotischen Speise des Ruhmes. Er hatte genug, er war satt, er wollte nichts mehr empfangen. Aber geben wollte er, sich selber geben mußte er noch.

Und er konnte es nicht!

Zehn Jahre, Jahre des Alters, die eine Gnade in jeder Sekunde sind, hatte er fortgeworfen. Seit zehn Jahren war er nutzlos, müßig, erbärmlich, tot! Nur tot? Man hatte ihn getötet! Jener dort hatte ihn getötet, der schlummernde, nichtsahnende Feind!

Unter der Wucht dieser Anwendung richtete sich der Maestro in der Gondel auf. Unberührt schimmerte Wagners Riesenschädel. Die Frau sandte trübe Blicke geradeaus. Und wie er so stand und im ungeheuren, alles verwandelnden Mondlicht den Bord der Nachbargondel die seine fast

berühren sah, wollte er denken: ›Zum Greifen nah!‹ Aber in seinem erregten Geiste, in dem die Begriffe des Todes und Tötens noch irrten, verwirrten sich die Worte. Dem Maestro schien es als hätte er sich in Gedanken versprochen. Betroffen und beschämt ließ er sich niederfallen.

Nein, es war kein Haß in ihm. Er betrachtete die schöne, reine Erscheinung des hilflos hingleitenden Wagner. Wie es dem Starken geziemt, schon war der Feind, der Gegensatz, der Widerpart jenes Kampfes, den er in mancher schlaflosen Nacht führte, ihm der Werteste auf der Welt. Bisher zwar hatte er es vermieden, dem Gegner Aug in Aug zu stehen. Die Partituren und Klavierauszüge, die ihm höhnisch Beflissene brachten, pflegte er nach kurzem Einblick, nach raschem Durchblättern in unsicherer Angst vor sich selbst zur Seite zu legen. Nur ›Lohengrin‹ kannte er. Einmal hatte er das Werk in der Wiener Hofoper gehört, das andre Mal unter Leitung des abtrünnigen Mariani in Bologna. Nun, er war nicht zu Grunde gegangen. Ebenbürtig, wenn nicht stärker, verließ er das Theater. Sein Gesang war reiner, sein Ensemblesatz begeisternder. Unbestechlich hatte er damals gefühlt: Das ist gut und dies ist schlecht, jene Stelle zu lang und diese leer. – Vielleicht ist seine ganze Scheu unberechtigt, und die anderen Wunderwerke würden ihn auch nicht verschlingen. Mußte denn alles wahr sein, was er in übertriebener Empfindsamkeit spürte, was ihm durch unzuverlässige Wichtigtuer hinterbracht wurde: Die Verachtung seiner Oper, seines Stils durch Wagner? Sollte ein genialer Mann nicht die Wahrheit einer andern Rasse erfassen können?

Und vor einer halben Stunde, als im Halbdunkel des Theaterkorridors sich die beiden wildfremden Blicke trafen, war nicht eine Flamme in Wagners Aug gewesen, ein höheres Erkennen, ein Ruf über allen Zwist und Zufall der Geburt, des Volks, der Bildung hinweg, der Ruf: »Komm!«

»Ich bin Verdi und du bist Wagner.« Leise sann der Maestro diese Worte vor sich hin, und kaum waren sie gedacht, hatte sich seine Ahnung enträtselt!

»Nicht Vignas, des Sterbenden wegen bin ich nach Venedig gekommen, sondern um diesen Wagner zu sehn, ihm zu begegnen ... Gott weiß, warum! ... Wir beide sind alt. Im gleichen Jahr geboren. Er bewegt und beherrscht alles ... Ich bin schüchtern und stumm, noch immer der scheue Dorfköter von Roncole ... Dies dürfte die Wahrheit sein!«

Scharf und grell wie eine überbeleuchtete Kulisse ans Gebäude gelehnt, erschien die Fassade des Palazzo Vendramin. Die drei Gondeln landeten.

Gleichgültig und ohne es zu beachten, zog die vierte ihres Wegs.

Eine Weile später fragte der Maestro seinen Gondoliere nach der Zeit.

»Viertel elf Uhr, Herr, und noch etwas drüber. Wir sind sofort beim Bahnhof.«

»Mein Zug geht erst in zwei und einer halben Stunde.«

»Ah! Der Schnellzug nach Mailand!«

»Kehren Sie um! ...«

Der Fremde nannte eine Adresse.

Der Schiffer wendete. Sein Fahrgast breitete eine Reisedecke übers Knie. Die unnatürlich milde Dezembernacht wurde jetzt frostig fühlbar.

II. Der Hundertjährige und seine Sammlung

1.

Der Mann, der das Tor geöffnet hatte, leuchtete dem Maestro mit einer Laterne ins Gesicht. Es war der Senator selbst.

Er erkannte den Freund, Innigkeit bemächtigte sich seiner Gestalt. Stumm stellte er zuerst die Laterne fort, dann umarmte er den Gast:

»Die Götter lügen nicht, mein Verdi! Heute Nacht hat mir geträumt, ich würde dich sehen!«

Diese Worte, die trotz ihrem klassischen Anklang nicht geschraubt waren, die Welle von Liebe, mit der sie zu ihm kamen, versetzten den Maestro in Verlegenheit.

Der Panzer von Scham und Einsamkeit, der all seine Bewegungen hemmte, machte ihn hilflos vor jeder Offenheit der Empfindung. Selbstoffenbarung und Qual war ein und dasselbe.

Mit zusammengebissenen Zähnen, im Sturmschritt, den Atem schmerzhaft verhaltend, stürzte er (wie oft!) nach dem letzten Akt der Premiere vor die Rampe, wenn das Publikum sich nicht mehr zügeln ließ, wenn der Opernunternehmer, augenrollend, schon die Haare rauft, um des Erfolges willen ihn jammervoll beschwor, und die Sänger wütend auf ihn eindringen. Und ebenso schnell wieder im Sturmschritt verließ er die Rampe.

Die gleiche Pein war jede seelische Schaustellung. Eine Sängerin konnte sich rühmen, nach dem letzten Akkord der

großen ›Macbeth‹-Szene seine Tränen gesehen zu haben. Aber er verzieh es ihr niemals.

War ihm die Überwindung, sich selbst zu zeigen, fast unmöglich, so erschrak er zart davor, wenn ein anderer ihm sein Gemüt aufschloß. Widrige Gefühle freilich, Feindschaft, Angriff, Haß waren leicht zu ertragen. Liebe und Wohlwollen beschämten tief. Im Wort lag Tod.

Und so war er mißverstanden worden, kalt, hart, hochfahrend gescholten jahrzehntelang!

Verdi hielt die Hand des Senators sehr lang in der seinen, dann die Verlegenheit hinter dem ihm eigenen leichtspöttischen Humor verlarvend, sagte er mit etwas gezwungener Wohlgesetztheit:

»Nun! Da du alle Einladungen mit Absicht ignorierst und man einmal nur im Jahrzehnt deine böse Miene sieht, komme ich hier selbst, Freund!«